

WOLF LEPENIES

LAUDATIO

VERLEIHUNG DES FREIHEITSPREISES DER FU BERLIN

DANIEL BARENBOIM

BERLIN

23. OKTOBER 2013

Vor zwanzig Jahren hielt Edward Said die prestigereichen Reith Lectures der BBC. Die Einladung an den Literaturprofessor der New Yorker Columbia University war in der britischen Öffentlichkeit auf Entrüstung und Kritik gestoßen. Said, 1935 als Sohn arabischer Christen in Jerusalem geboren - im „Völkerbundsmandatsgebiet Palästina“, wie es mit geographisch-politischer Korrektheit heißen muss – galt als Repräsentant eines Volkes, dem man „Gewaltbereitschaft, Fanatismus und das Verlangen, die Juden zu töten“ zuschrieb. Feinde gemacht hatte er sich bereits mit seinen Büchern *Orientalism* und *Culture and Imperialism*: Englische Leser waren empört, weil Said sie daran erinnert hatte, dass in Jane Austens Roman *Mansfield Park* von Sklaverei und Ausbeutung auf den britischen Zuckerrohrplantagen in Antigua die Rede ist.

*Representations of the Intellectual* hatte Edward Said seine Vorlesungen überschrieben, deren autobiographischer Charakter unüberhörbar war. Er nannte es die vornehmste Aufgabe des Intellektuellen, Stereotype zu durchbrechen, die das Denken einengen und die zwischenmenschliche Kommunikation behindern. Er attackierte die „leichten Gewissheiten, die unser Herkommen, unsere Sprache und unsere Nationalität uns verleihen und uns die Wirklichkeit, in der andere leben, verbergen.“ Zu versuchen, das Leben der Anderen zu verstehen, verlangte den permanenten Widerspruch zum Status quo. Es genügte nicht, „a sorry state of affairs“, eine bedauerliche Wirklichkeit, zu erkennen, man musste versuchen, diese Wirklichkeit zu verändern, durch Engagement, Risikobereitschaft und nicht zuletzt durch Kühnheit, mit der die eigene Verletzlichkeit sich überspielen ließ.

Als Said 1993 nach London kam, um die Reith Lectures zu halten, wollte er die Gelegenheit nutzen, um Bartóks Klavierkonzert, gespielt von Daniel Barenboim mit dem Londoner Sinfonieorchester unter der

Leitung von Pierre Boulez zu hören. In der Lobby seines Hotels sah er Barenboim: „Ich gehöre nicht zu den Leuten, die Prominente belästigen“, schrieb Said, „und um ehrlich zu sein, galt er so sehr als israelischer Musiker, dass ich als Araber die Barriere nur sehr schwer zu überwinden vermochte – aber da stand er nun einmal, und so überwand ich sie sehr rasch. Das Ergebnis war ein augenblickliches und tiefes Verständnis, wie es sich glücklich, aber nur selten im Leben fügt.“ Nach dem Konzert ging Said hinter die Bühne, um Boulez kennen zu lernen und um Barenboim zu gratulieren. Auf dessen Übungsflügel lag, aufgeschlagen, ein Buch von Edward Said: *Zionismus und die Palästinenserfrage*. „Ich hatte das Gefühl“, schreibt Said, „dass sich etwas anbahnte – und das tat es wirklich.“

Edward Said hatte sich bereits einen Namen als Musikkritiker gemacht, als er Barenboim kennen lernte; *Music at the Limits* heißt der Sammelband, in dem man seine Kritiken nachlesen kann. Besonders faszinierten ihn die großen Pianisten und ihre künstlerische Weltsicht – „Pianismus“ war der Ausdruck, den er dafür prägte. In einem Essay mit dem Titel „Gegenwart und Erinnerung in der Kunst des Pianisten“ beschrieb Said, der selber Klavier spielte, seine eigenen Vorlieben: „Ich fühle mich durch jene Art von Spiel ermutigt, die mich gewissermaßen einlässt: Der Pianist gibt mir durch die Intimität seines Spiels das Gefühl, dass ich gerne ebenso spielen würde [wie er].“ Und dafür nannte Edward Said – acht Jahre, bevor er ihn kennen lernte - Daniel Barenboim als Beispiel. Im Rückblick wird deutlich wie genau Said eine Haltung beschrieb, die für Barenboim charakteristisch ist. Said sprach von Musikern, welche die Grenzen ihres professionellen Tuns durchbrechen und es mit anderen Erfahrungen verbinden, „von denen wir [die Zuhörer] zehren.“ Er nannte dies den „sozialen Kern des Pianismus“.

Das Musizieren mit „anderen Erfahrungen zu verbinden“ – gemeint war eine Musikausübung höchster Meisterschaft, die im Kern politisch ist, weil sie sich mit den Mitteln der Kunst auf die Probleme und Herausforderungen der *polis*, des Gemeinwesens, einlässt. Mit keinem anderen Musiker der Gegenwart verbinden wir diese Haltung so stark wie mit Daniel Barenboim.

Wie untrennbar für Daniel Barenboim Kunstausbübung und politische Stellungnahme stets gewesen sind, zeigt eine Episode aus dem Jahre 1968, an die vor kurzem Leser der *Times* erinnerten. Am Tag, als die Truppen des Warschauer Pakts in die Tschechoslowakei einmarschierten und dem Prager Frühling ein blutiges Ende bereiteten, stand bei den Londoner Proms Antonin Dvořaks Cello-Konzert auf dem Programm. Es spielte das Staatliche Symphonie-Orchester der UdSSR, der Solist war Mstislav Rostropovitch. Zuhörer des Konzerts erinnerten sich daran nach mehr als vierzig Jahren auf ganz unterschiedliche Weise: Einige behaupteten, Rostropovitch habe an diesem traurigen Tag ein Meisterwerk der tschechischen Musik ohne innere Bewegung heruntergespielt – andere waren sich sicher, dass während des Konzerts Tränen über das Gesicht des großen Cellisten gelaufen waren. Die Erinnerungen blieben kontrovers. In einem Punkt aber gab es keinen Dissens, stimmten alle Erinnerungen überein: „Wenige Tage nach der Invasion veranstalteten Daniel Barenboim und Jacqueline du Pré als Zeichen des Protestes ebenfalls ein Konzert. Obwohl es tagsüber in der Royal Albert Hall stattfand, war der Saal voll. Wieder wurde Dvořaks Cello-Konzert gespielt. Und dieses Mal handelte es sich um die angemessene Geste.“ Die angemessene Geste – musikalisch wie politisch – sie charakterisiert Daniel Barenboim und ist den Berlinern im Gedächtnis nicht zuletzt durch das Konzert, das er und die

Philharmoniker – drei Tage nach dem Fall der Mauer – mit Beethovens 1. Klavierkonzert und der 7. Symphonie gaben.

Zwischen Edward Said und Daniel Barenboim wurde schnell eine Wahlverwandtschaft sichtbar, eine beiden gemeinsame Haltung, in der die künstlerische Sensibilität das politische Urteil schärft und zugleich die politische Sorge der Kunstausübung einen höheren Ernst verleiht. Ein Beispiel für diese Haltung ist Daniel Barenboims Begründung, warum in den Neunziger Jahren die Osloer Friedensverhandlungen zwischen Palästinensern und Israelis scheiterten: „Mag sein, dass beim Osloer Friedensprozess zwischen Palästinensern und Israel in den einzelnen Verhandlungen Fehler gemacht wurden“, schreibt er, „ich bin aber überzeugt, dass das ganze Unterfangen ohnehin zum Scheitern verurteilt war, weil das Verhältnis von Inhalt und Zeit – von Substanz und Tempo – nicht stimmte. Die Gespräche wurden viel zu hastig vorbereitet, doch nachdem sie dann begonnen hatten, kamen sie viel zu langsam voran und wurden zu häufig unterbrochen ... Auf die Musik übertragen, wäre das so, als böte man eine langsame Einleitung viel zu schnell und undurchdacht dar und würde den folgenden schnellen Satz viel zu stockend und mit Unterbrechungen spielen.“

„Ich hatte das Gefühl, dass sich etwas anbahnte“, schrieb Edward Said, unmittelbar nachdem er Daniel Barenboim getroffen hatte. Sechs Jahre später gründeten, mit Unterstützung Bernd Kauffmanns, des Präsidenten der Stiftung Weimarer Klassik, Daniel Barenboim und Edward Said das West-Eastern Divan Orchestra und verwirklichten damit eine Maxime Barenboims: „Das Unmögliche lässt sich leichter erreichen als das Schwierige.“ Ein Orchester mit Mitgliedern aus Israel und verschiedenen arabischen Ländern, das auf höchstem Niveau musiziert – es ist ein politisches und künstlerisches Wunder, das sich bei jedem Zusammensein

der jungen Musiker, bei jedem Konzert, das sie geben, immer wieder aufs Neue ereignet. Es ist eine verwirklichte Utopie.

Zugleich ist es eine Lektion in Realpolitik. Dies gilt nicht zuletzt für das Innenleben des Orchesters. Die Erfahrungsberichte der Musiker zeigen: Hier wird keine Harmoniemesse aufgeführt. Die Konflikte, die in den und zwischen den Herkunftsländern der Musiker herrschen, bleiben im Orchester wirksam und führen oft genug zum Streit – aber, und dies ist ein riesengroßes ABER, der Streit wird geführt, ohne die Aufrichtigkeit des Anderen in Zweifel zu ziehen. Ähnlich wie Edward Said sprach Daniel Barenboim davon, dass zum politischen Denken die Fähigkeit gehöre, „Strategien zu erinnern und einzusetzen, um den Status quo zu ändern.“ Die Musiker des Divan Orchesters können den politischen Status quo nicht ändern – ihr künstlerisches Zusammenwirken aber ist ein immer wieder erneuertes, kraftvolles Symbol dafür, dass man sich mit dem Zustand der Welt nicht abfinden muss. Sie versuchen - mit Worten Spinozas, den Daniel Barenboim aufmerksam gelesen hat und oft zitiert – sich die Welt des Nahen Ostens als einen Ort vorzustellen, in dem man miteinander zurechtkommen kann.

Eine Demonstration der im Nahen Osten herrschenden Realpolitik wurde das denkwürdige Konzert, welches das Orchester am 21. August 2005 in der West Bank, in Ramallah gab. Das Orchester musste sich teilen: Die israelischen Musiker flogen nach Tel Aviv, erreichten in kugelsicheren Autos des deutschen diplomatischen Korps Jerusalem und wurden nach Passieren der Kontrollpunkte von palästinensischen Polizeibeamten zum Kulturpalast in Ramallah eskortiert. Die arabischen und spanischen Musiker flogen von Spanien nach Amman und überquerten von Jordanien aus die Grenze zur West Bank. Die israelischen Musiker durften den Kulturpalast nicht verlassen und mussten die Heimreise nach Tel Aviv

antreten, noch bevor das Publikum in Ramallah den Saal geleert hatte. Die arabischen und spanischen Musiker feierten die ganze Nacht hindurch, bevor sie sich auf die Heimreise machten. Möglich wurde das Konzert nur durch eine Sicherheitsmaßnahme, die der spanischen Regierung zu verdanken war: Alle Musiker waren im Besitz spanischer Diplomatenpässe und hätten im Konfliktfall unter dem Schutz der Regierung in Madrid gestanden.

Das West-Eastern Divan Orchestra, das seinen „Sitz“ in Andalusien, in der Nähe von Sevilla hat, ahmt auf die ihm eigene Art und Weise eine Schlüsselsituation in der Entwicklung Spaniens nach. Als mit dem Tode Francos die Diktatur beendet war, traten die Spanier in keine Übergangsphase ein, die sie von der Autokratie allmählich in die Demokratie führen sollte: Sie entschlossen sich in einem Nation weiten Konsensus zu einer „Politik des Als-Ob“, sie verhielten sich von einem Tag zum anderen einfach so, als ob sie bereits in einer Demokratie lebten. Und dieses Als-Ob wurde Wirklichkeit. Ähnlich das West-Eastern Divan Orchestra: Es tut so, als ob es im Nahen Osten bereits ein von Konflikten nicht freies, aber wechselseitig akzeptiertes Nebeneinander- und Miteinander-Leben von Israelis und Arabern, von Juden, Christen und Muslimen gäbe. Auch wenn das Als-Ob im Nahen Osten noch nicht zur Wirklichkeit geworden ist – die „Souveräne Unabhängige Republik von West-Eastern Divan“, wie Barenboim sein Orchester nennt, ist eine Herausforderung für die in gemeinsamem Starrsinn verharrende Politik Israels und Palästinas.

Daniel Barenboim hat es als sein Ziel beschrieben, den „israelisch-palästinensischen Dialog in ein großes musikalisches Werk zu transkribieren.“ Aber er hat nie der Illusion auch nur den geringsten Raum gegeben, als ob sich durch Kunst, durch Musik die Politik ändern

und Frieden in der Region befördern ließe. Was die Einschätzung der politischen Wirksamkeit der „Souveränen Unabhängigen Republik von West-Eastern Divan“ angeht, ist niemand so zurückhaltend wie der Gründer dieser Republik. Die weltweite Wirkung des Orchesters hängt nicht zuletzt damit zusammen, dass Daniel Barenboim das Einüben eines politischen Kompromissverhaltens mit unbeugsamer Kompromisslosigkeit in der Verfolgung künstlerischer Ziele verbindet. In den Berichten der Musiker wird deutlich, welcher Kraftquell in dieser Kompromisslosigkeit liegt. In den Orchesterproben wird aus dem Maestro ein „hitziges Monster“, das „keine Geduld für Formalitäten und Höflichkeitsfloskeln“ aufbringt, die nur von der musikalischen Konzentration abhalten würden. Edward Said, der eine Probe mitmachte, erstaunte der Drill, den Barenboim einsetzte, um diese, wie er es nannte, „im Prinzip aufmüpfige Gruppe“ zu musikalischer Ordnung zu bringen. Ein Musiker sprach von dem „energetischen Schrecken“, den der Maestro verbreite und eine israelische Musikerin übertrieb nur wenig, als sie sagte, während der Proben fürchte sie Barenboim mehr als die Hamas.

Das West-Eastern Divan Orchestra wurde 1999 gegründet, als Weimar Kulturhauptstadt Europas war. Seit der Gründung des Orchesters hat sich im Konflikt zwischen Israel und den Palästinensern nichts zum Besseren verändert. Im Gegenteil. Ein israelischer Kollege bringt bei jedem Berlinbesuch eine Karte mit, in der die israelischen Siedlungen in der West Bank eingezeichnet sind. Mit Blick auf den immer unübersichtlicher werdenden Flickenteppich gibt er seiner Vermutung Ausdruck, dass es kaum noch Chancen zu einer Zwei-Staaten-Lösung im Nahen Osten gibt. Er hält das folgende Szenario für wahrscheinlich: Bei den Palästinensern schwindet die Hoffnung, in den USA einen ehrlichen Makler zur Lösung ihres Konflikts mit Israel zu finden. Ebenso wenig



vertrauen sie einer sich in internen Konflikten aufreibenden EU. Sie begreifen, dass in dem durch die israelischen Siedlungen zerstückelten Westjordanland kein überlebensfähiger neuer Staat entstehen kann. In dieser Situation entschließen sich die Palästinenser zum endgültigen Verzicht auf die Gründung eines eigenen Staates. Sie erklären sich zu loyalen Bürgern Israels – und verlangen dafür die Gewährung der in der israelischen Verfassung garantierten vollen Bürgerrechte. Auf Druck der Weltöffentlichkeit muss Israel diese gewähren. Im Nahen Osten entsteht ein bi-nationaler Staat. Die "demographische Katastrophe" nimmt ihren Lauf, bald sind in Israel die Araber in der Mehrzahl. Israel ist zum Staat aller seiner Bürger geworden. Einen jüdischen Staat gibt es nicht mehr. Ich bin sicher, dass dieses Szenario auch Daniel Barenboim vor Augen steht, der nicht nur israelischer Staatsbürger, sondern auch ein Freund Israel ist.

Das West-Eastern Divan Orchestra hat einen festen Ort: Pílas in der Nähe von Sevilla, wo sich die Musiker in jedem Jahr treffen, um ihre Konzerte vorzubereiten. Mit Andalusien verbindet sich die Vorstellung einer vom 8. bis zum 15. Jahrhundert dauernden Epoche, in der auf der muslimisch beherrschten iberischen Halbinsel Christen, Juden und Muslime friedlich miteinander lebten. Diese Annahme ist unter Historikern umstritten, Al-Andalus ist eher ein Mythos als historische Realität. Aber auch ein Mythos kann die Wirklichkeit verändern: Im West-Eastern Divan Orchestra ist der Mythos von Al-Andalus wirksam geworden. Nun erleben wir den Glücksfall, dass Berlin mit der Gründung der Barenboim-Said Akademie zu einem zweiten Andalusien wird: Vom Jahre 2015 an wird das ehemalige Magazingebäude der Staatsoper zum Probe- und Lernort für junge israelische und arabische Stipendiaten des Orchesters werden. Zur gleichen Zeit plant das Jüdische Museum, in seiner neuen

Akademie ein „Jüdisch-islamisches Forum“ zu errichten. Beide Akademien erfüllen eine wichtige Funktion: Sie nutzen Berlin als ein Exterritorium, in dem sich Künstler und Wissenschaftler aus dem Nahen Osten treffen, miteinander leben und zusammen arbeiten, die dies vor Ort, d.h. in ihren Heimatregionen nicht tun können. Ein solches „Exterritorium“ besteht in Berlin bereits und hat seinen Vorläufer in einem Projekt junger israelischer und palästinensischer Wissenschaftler, das 1993 begann, dem Jahr, als Edward Said und Daniel Barenboim sich in London trafen. Kurz danach gründeten Berliner Universitäten und das Wissenschaftskolleg einen Forschungsverbund, in dessen Zentrum die Zusammenarbeit jüdischer, muslimischer und christlicher Gelehrter steht. Der Forschungsverbund, der hunderte von jungen Wissenschaftlern aus dem Nahen Osten nach Berlin brachte, besteht unter dem Namen „Europa im Nahen Osten/Der Nahe Osten in Europa“ bis heute. Sein Weiterwirken im Rahmen des Forums „Transregionale Studien“ aber ist gefährdet, das zuständige Senatsressort hat beschlossen, seine Förderung einzustellen. Dieses seit zwanzig Jahren bestehende Forschungsprogramm in dem Moment zu beenden, da im Verbund mit ihm, der Barenboim-Said-Akademie und der Akademie des Jüdischen Museums die Rolle Berlins als gemeinsames „Exterritorium“ für Künstler und Wissenschaftler aus Israel und den arabischen Ländern gestärkt werden könnte, ist mehr als ein Ausdruck wissenschafts- und kulturpolitischer Kurzsichtigkeit, es ist Ausdruck einer dummen Politik. Ich appelliere an den Senat, seinen Entschluss zurückzunehmen. Ich erlaube mir diesen Appell, weil Michael W. Blumenthal, der Direktor des Jüdischen Museums, und Daniel Barenboim in einem gemeinsam verfassten Brief den Regierenden Bürgermeister aufgefordert haben, die Förderung des Programms „Europa im Nahen Osten/Der Nahe Osten“ in Europa fortzusetzen. Ich

danke beiden und ich danke bei dieser Gelegenheit ganz besonders Daniel Barenboim für seine Unterstützung.

Daniel Barenboim hat politische Hoffnungen, die sich an die Existenz und das Wirken des West-Östlichen Divan Orchesters knüpfen, immer gedämpft. Für ihn stand und steht die Musik im Vordergrund. Aber: In den neunziger Jahren waren die Umbrüche in Mittel- und Osteuropa auch ein Zeichen für die politische Langzeitwirkung der Kultur. Vielleicht wird man von der Entwicklung im Nahen Osten eines Tages etwas Ähnliches sagen können; vielleicht gelingt es Daniel Barenboim, im Nahen Osten zu verwirklichen, was ein Vaclav Havel im ganz nahen Osten erreichte.

In einem Essay über Wilhelm Furtwängler schrieb Daniel Barenboim, viele Musiker musizierten so, wie sie lebten. Unbequemer sei es, so zu leben, wie man musiziere. Man müsse es freilich nicht nur wollen sondern auch können. Dann aber, schrieb Barenboim, „sortieren sich die Dinge anders, als sie es heute vielfach tun“. Seinem Essay gab Barenboim den Titel „Er nahm sich diese ungeheure Freiheit“. Daniel Barenboim hat sich die ungeheure Freiheit genommen, sein künstlerisches Wirken von der politischen Wirklichkeit nicht einengen zu lassen, zu musizieren gegen den Status quo. Barenboim hat viel über die Bedeutung des Mutes in der Musik geschrieben. Sein Mut ist auf die Musik nicht beschränkt. Mit ihrem Freiheitspreis ehrt die Freie Universität Berlin einen großen Musiker und einen mutigen Staats- und Weltbürger: Daniel Barenboim.